

## Synagogenvortrag am 16.12.09 anlässlich der Präsentation der Synagoge Saffig von Kantor Dr. J. Ries

Meine Damen und Herren,

manche von Ihnen mögen schon einmal in einem jüdischen Bethaus zu Gast gewesen sein, andere sind es heute zum ersten Mal. Vielfach herrscht Befangenheit, wie man sich verhalten soll. Neben Unsicherheit sind es vor allem die Schatten unseliger Vergangenheit, die heute noch den Blick verstellen. Nicht zuletzt schreckt viele Menschen auch das hohe Aufgebot an Sicherheitskräften im Umfeld von Synagogen und Gemeindenzentren ab, das leider heute notwendiger ist denn je. Aber hier in einer kleinen Landsynagoge, die wieder zum Haus des Gebets geworden ist, soll uns dies nicht belasten. Wir wollen gemeinsam einen Blick in die Geschichte der Synagoge werfen, um von da aus manches besser zu verstehen, was bisher vielleicht fremd erscheint. Wenn es mir gelingen würde, dass Sie am Ende sehen, wie nahe sich Synagoge und Kirche eigentlich sind, hätte dieser Vortrag seinen Zweck erfüllt. Dann wären wir hier unter Ihnen richtig angekommen.

Zu welchem Zeitpunkt genau die Synagoge entstand, ist unsicher. Sowohl im babylonischen Exil (587-537 v.Z.) als auch nach der von Esra in Judäa durchgeführten Erneuerung des jüdischen Bundes fand sich ein Anlass für die Einrichtung einer solchen Institution, durch welche den Juden Gesetz, Weg und Weisung ihres Glaubens, also die Tora, in Erinnerung gerufen werden sollte. Einen ersten schriftlichen Hinweis auf ein Heiligtum außerhalb Jerusalems finden wir auf einem ägyptischen Papyrus aus Assuan, dem damaligen Swen, und der benachbarten Nilinsel Elefantine. Dort kam es 410 v.Z. zu Pogromen gegen den aramäisch-jüdischen Bevölkerungsteil der ägyptischen Militärkolonie an der Südgrenze des Reiches, in deren Folge das dortige Gebetshaus zerstört wurde. Der Gemeindevorsteher Jedanjah schreibt einen Brief an den Großkönig Darius - Ägypten gehörte damals zum Perserreich - und bittet um die Erlaubnis die „birtha“ wieder erbauen zu dürfen. Dieses aramäische Wort bedeutet „hochgebaute Befestigung“; es wird wiederholt in den Jedanjahbriefen als Bezeichnung des jüdischen Heiligtums gebraucht. Ob es sich um eine frühe Synagoge oder eine andere kulturelle Einrichtung handelte, geht aus den Schreiben nicht hervor. Keineswegs aber wird die Interpretation der Existenz eines zweiten Tempels neben dem jerusalemischen richtig sein, denn wenige Jahre zuvor war ja gerade die Erneuerung des jüdischen Kultes in Jerusalem und Judäa, der persischen Satrapenprovinz „ever hanahar – jenseits des Stroms“ (Euftrat) in Angriff genommen worden.

Die Evangelien erwähnen Synagogen in den Dörfern von Galiläa, die Apostelgeschichte spricht von zahlreichen Synagogen verschiedener Nationalitäten in der heiligen Stadt. Paulus und der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josefus berichten übereinstimmend, dass jede Diasporagemeinde eine Synagoge besaß. Archäologisch verlässliche Funde aus der Zeit unmittelbar nach dem römischen Krieg sind spärlich, aus dem dritten Jahrhundert uZ stammen die Synagogen, die Archäologen in Israel und Syrien ausgegraben haben und deren Bilderschmuck in Fresken oder Fußbodenmosaiken wir heute bewundern, so in Dura Europos, Beth Schean und - was Skulpturen und Reliefs angeht - in Kafarnaum.

APG 19,8 heißt es „Paulus ging in die Synagoge (von Korinth) und lehrte dort drei Monate freimütig. Er versuchte sie vom Reich G'ttes zu überzeugen. Da aber welche sich widersetzten und vor allen Leuten den Neuen Weg verspotteten, trennte er sich mit seinen Schülern von ihnen.“

„Synagoge“ heißt „Versammlung“, im Reichsaramäischen lautet er „kenischta“, daraus wird das hebräische „knesset“. Der Name des heutigen Parlaments Israels ist jedem geläufig, aber ursprünglich und heute noch ist die Synagoge das beth haknesset – Haus der Versammlung. Nach den Worten des Propheten Jesaja „Mein Haus soll ein Haus des Gebets für alle Völker

sein“ nennt man die Synagoge auch Beth ha tefillah – Haus des Gebets, und im 1. Jahrhundert u.Z. taucht in der Mischnah, der mündlichen jüdischen Lehre, als dritter Name beth ha midrasch - Haus der Lehre und des Lernens - auf. (Joma 35b)

Nach der Zerstörung des ersten Tempels galt um so mehr das Jesajawort (6,3) „Heilig, heilig, heilig ist der Ewige Herr der Heerscharen, die ganze Erde ist erfüllt von Seiner Herrlichkeit“, so verstanden, dass man sein Gebet überall verrichten kann. In dieser Tradition stehend sieht der Jude Jesus in Math. 6,5 das Gebet als eine persönliche, private, intime Form der G'ttesverehrung an und stellt es dem öffentlichen Beten in Synagogen als Prahlerei und Zurschaustellung gegenüber: Man bete zu Hause sein „Vater Unser“, das in Math. 6,9-13 unmittelbar auf diesen Text folgt. Aber schon bald entscheiden die Rabbinen (Tb Berachot 6b) „zum Beten und Lernen soll ein besonderer Ort eingerichtet werden „Zu ihrer Zeit ist längst an die Stelle der Tieropfer die Rezitation des heiligen Toratextes in einem ausschließlichen Wortg'ttesdienst getreten. (Tb Megilla 31b). Der ursprüngliche Tempeldienst wurde in einen „Dienst im Heiligtum – awoda beth ha mikdasch, in einen Dienst am Opferaltar – awoda ha misbeach und schließlich in der ausschmückenden Rezitation heiliger Texte und Gesänge, begleitet von Instrumentalchören - der awoda sche ba lew - gesehen – dem Dienst des Herzens. Nach der Zerstörung des zweiten Tempels ist dieser Herzensdienst bis heute alleine geblieben.

Vielfach dienten Synagogen nicht nur dem G'ttesdienst und Bibellernen. Die versammelte Gemeinde, meistens eine Minderheit, konnte hier über politische Angelegenheiten diskutieren; für das leibliche Wohl der Armen und Kranken, der Witwen und Waisen und der Durchreisenden wurde gesorgt, Gemeindgelder hier verwaltet, ja auch bis in die Neuzeit wurde in Synagogen Gericht gehalten und Bestrafungen vollzogen .APG 26,11 liest man, dass Paulus selbst so verfuhr. Bereits im 1-Jahrdt. u.Z. führten Schimon ben Setach eine allgemeine Schulpflicht der Kinder ein. So wurde die Synagoge auch öffentliche jüdische Lehranstalt, was sich in der judendeutschen Benennung „schul“ bis heute im jiddischen Sprachgebrauch erhalten hat.

Da die Synagoge als Zweigstelle der Lehre und des Glaubens neben dem 2. Tempel weiter bestanden blieb, ist es nicht verwunderlich, dass zahlreiche Merkmale des Tempels in ihr übernommen wurden und bis heute bestehen.

So stehe ich hier auf der Bima mit dem Lesepult, dem Amud. Bima heißt Erhöhung, amud Säule. Von dieser Erhöhung aus wird bis heute der Wochenabschnitt aus der Torarolle laut verlesen. Auch im Jerusalemer Tempel erteilten die Priester ihren täglichen Segen von einem erhöhten Podium aus. Und bemerkenswert ist, dass der Ambo der Kirche eben dieser Bima entspricht. Das griechische Wort „ambo“ hat die gleiche Bedeutung, abgeleitet von anabainei - hinaufsteigen. Die Ehre, aus der koscheren Torarolle lesen zu dürfen, nennt man hebräisch „alija“ von la'alot , auch das heißt „hinaufgehen“ und meint das symbolische Hinaufsteigen zum Tempel der hoch gebauten heiligen Stadt .

Innerhalb des Tempelareals gab es einen räumlichen Bezirk, der Frauen vorbehalten war- die Gründe für diese Einrichtung werden in Mischna Sukkot eindeutig beschrieben und liegen keineswegs in einer patriachalischen Grundgesinnung: Man musste am ausgelassenen Fest des Wasserschöpfens, einem der Tage des Laubhüttenfestes, an dem der Wein in Strömen floss, unbedingt der ungehinderten Promiskuität Einhalt gebieten. So entstand der „esrat ha naschim“ – die Frauenabteilung. Er wurde als Frauengalerie oder Frauenschul in die Synagoge bis heute übernommen. Der eine oder andere sitzt gerade dort oben und hört mir zu, was die Frauen früher von dort aus meistens nicht getan haben und auch heute nicht immer tun.

Der Toraaschrein - aron kodesch – im Lateinischen tabernaculum, in dem die Torarollen aufbewahrt werden, hat seine Tempelentsprechung in dem Schrein, der im Allerheiligsten stand und die Gesetzestafeln vom Sinai, später - so in Deuteronomium zu lesen - auch eine Torarolle enthielt, wird von einem besonderen Vorhang, dem Parochet, bedeckt. Bereits im Stiftszelt

der Wüste und in den Tempeln trennte solch ein reich verzierter Vorhang das Allerheiligste von den übrigen Bezirken. 2.BM 40,21 sagt „Mosche brachte die Lade (aron) in die Wohnung, spannte den Vorhang (parochet) auf und verhüllte so die Lade des Gesetzes.“

Im Innern und am Äußeren vieler Synagogen finden sich oft Darstellungen der beiden Gesetzestafeln. Auch hier in Saffig krönten einmal den Westgiebel der Synagoge die beiden Tafeln des Bundes – luchot habrit. Entweder sind hierauf die Gebote durch hebräische Zahlen, die den Buchstaben Aleph-1 bis Jod-10 entsprechen, kenntlich gemacht (wie hier an unserer neuen Bima), oder man liest die Anfangsworte des hebräischen Textes, wie sie auch dort auf Parochet und Toramatel aufgestickt sind.

Die koscheren Pergamentrollen der Tora werden seit Jahrtausenden unverändert in gleicher Weise geschrieben. Aufgerollt auf zwei Rundhölzer, den ezzajim, werden sie von einem kostbaren Mantel verhüllt, der nach der Vorschrift in gleicher Farbe wie Toravorhang und Decke der Bima gehalten sein muss. Der Toramantel findet seine Begründung in einem talmudischen Zitat (Tb Schabbat 133b): „haltet eine schöne Gesetzesrolle bereit, von einem begabten Schreiber mit guter Feder und Tinte geschrieben, in kostbare Gewänder gewickelt. Die so verhüllte Torarolle trägt als zusätzlichen Schmuck Torakronen und Silberschild, der dem Schild des Hohenpriesters von ehemals nachempfunden ist. Man erkennt auch einen Torazeiger –den jad, was eigentlich Hand bedeutet. Tatsächlich befindet sich am Ende des Jad ein Händchen mit ausgestrecktem Zeigefinger. Mit diesen verfolgt der Lesende die Buchstabenzeilen des Textes der aufgerollten Schrift, da man das heilige Pergament nicht berühren darf.“

Geht unser Blick nach oben, treffen wir auf ein immerwährend brennendes Licht, ner tamid, das Ihnen aus Kirchen sehr wohl bekannt ist. Es ist das Symbol für den unsterblichen Glauben Israels. In den Sprüchen Salomonis (6,23 und 20,27) heißt es „denn eine Leuchte ist G'ttes Gebot und die Tora das Licht“ und ferner „eine Leuchte des Herrn ist der Menschen Geist“.

Selbstverständlich sind Synagogen und Toraschrein nach Osten gegen Jerusalem ausgerichtet. Das war früher nicht überall so: In Galiläa und Syrien z.B. lag Jerusalem nicht immer östlich vom jeweiligen Standort der Synagoge. Deshalb finden sich in den Synagogen von Kafarnaum und Korazin z.B. keine in die Ostwand eingelassene Toranische wie hier bei uns, sondern die Torarollen wurden in einen geschmückten fahrbaren Wagen aufbewahrt, der im Raum nach den Bedürfnissen der Beter verschoben werden konnte.

Eine Synagoge muss Fenster haben! Denn der Talmud stellt fest (Tb Berachot 34b): „Der Himmel hält zur Ehrfurcht an.“ R' Awraham Kook, der bedeutende Oberrabbiner Israels deutete die Synagogenfenster so, dass „der Mensch beim Gebet mit dem Universum in Beziehung bleiben muss“. Ikonen benennt die Ostkirche „Fenster zur Ewigkeit“. Synagogenfenster sind bis heute grundsätzlich oberhalb der Augenhöhe angebracht, eine Folge der mittelalterlichen Pogrome, ein oft vergeblicher vermeintlicher Schutz vor unbefugten verhöhnenden aufspürenden Blicken. Fenster und Wände tragen keinen figürlichen Schmuck, nur geometrische Ornamente oder Inschriften. Zweidimensionale Darstellungen müssen es sein gemäß dem 2. sinaitischen Gebot. Auch heißt es (2.BM 20,4-5) „Bete sie nicht an und diene ihnen nicht wie es die Götzenanbeter taten.“ Erstaunlich, dass es in alten Synagogen Israels und Syriens, wie auch in süddeutschen und südpolnischen Holzsynagogen aus dem 17-19. Jahrhundert, trotzdem bildliche Darstellungen gab.

Wie in mittelalterlichen Kirchen hat die gegenüberliegende Westwand mit dem Synagogen- eingang eine besondere Gestaltung erfahren, oftmals in Form von Vorbauten nach byzantinischem Vorbild, aber auch alte ägyptische und protokanaanäische Tempel besaßen solche Vorbauten. Wesentlich ist der „Eckstein“ im Türsturz des Eingangportals, der gemäß dem Psalmenwort (118,22) eine besondere Ausschmückung erfuhr. Auch das Westportal ehrwür-

diger romanischer und gotischer Kirchen ist besonders ausgeschmückt und zeigt meist Szenen des jüngsten Gerichts aus der Johannes-Apokalypse, aber auch die Ecclesia triumphans mit Krone und Zepter gegenüber der trauernden Synagoga mit verbundenen Augen und zerbrochenem Stab oder Speer. Hier in Saffig findet man oberhalb des Ecksteines eine Kartusche, deren hebräische und deutsche Inschrift noch gut lesbar sind. Es sind ebenfalls Worte des 118. Psalms, 20. Vers: „Das ist die Pforte des Herrn, Gerechte ziehen durch sie ein.“

In unserer und anderen Synagogen sucht man vergeblich nach Blumenschmuck und nach Musikinstrumenten, einer Orgel. Dabei war auch das nicht immer so. Aus Gründen der Trauer um das zerstörte Heiligtum und der Zerstreung in die Diaspora - unserer Verfehlungen wegen wie der Talmud sagt - entschieden die Rabbinen, dass es verboten ist, auf klej-schir, Instrumenten des Gesanges und der Lieder, zu spielen. Synagogaler floraler Schmuck ist heute nur noch am Wochenfest Schewuot zur Zeit von Pfingsten erlaubt, da Schewuot, das Fest der Erstlingsfrüchte, als erstes Erntedankfest des Jahres auch liturgisch gefeiert wird. Dann erstrahlt die Synagoge in Blumenschmuck und frischem Grün. Das zweite Erntedankfest des jüdischen Kalenders ist übrigens das Laubhüttenfest Sukkot im Herbst. Im Tempel wurden sehr wohl instrumentale Musik und Gesang gepflegt und als Dienst des Herzens angesehen. Es wird sogar von einer großen Wasserorgel auf dem Gelände des 2. Tempels berichtet, und man braucht sich nur die Kopfzeilen vieler Psalmen ansehen um zu verstehen, dass die Psalmen ursprünglich Leviten, den Tempelsängern, gesungen und instrumentell begleitet wurden! Anfang des 19. Jahrhunderts hielt die Orgel wieder Einzug in die Synagoge, was zu einem erbitterten Streit unter den Gemeinden führte, der heute noch nicht beendet ist. Als leidenschaftlicher Musiker schließt man sich gerne den Befürwortern an und hält es mit „ad soli dei gloriam“, wie J.S. Bach seine hohe Kunst verstanden wissen wollte.

In der hinter mir befindlichen Mauernische, die der Vorkriegsgemeinde zur Aufnahme des Toraschreins gedient hat, er war wie in den meisten moselfränkischen Landsynagogen ein schlichter Holzschrein, in dem sich wohl damals zwei Tora- und eine Estherrolle befanden, steht heute eine bronzene Menora, ein siebenarmiger Leuchter aus der Werkstatt von Maria Laach. Wir haben unseren neuen Toraschrein bewusst *neben* diesen alten Ort gestellt, um damit die Leerstelle, wie Paul Celan sagen würde, zu betonen, die durch die geschichtlichen Ereignisse, Novemberpogrom, Deportation und Schoah, in fürchterlicher Wirklichkeit aufgerissen worden ist. Die Menora war einst Mittelpunkt im mosaischen Wüstenstiftszelt in der Wüste und in den beiden Tempeln. Repräsentierte sie doch damals das *ner tamid*, das ewige Licht! Nach der Tempelzerstörung hat sich auch hier die talmudische Auffassung (Tb Menachot 28b) durchgesetzt, dass bestimmte Gegenstände des Tempels nicht nachgeahmt oder weiter benutzt werden dürfen. So wird unsere Menora niemals wieder brennende Lichter tragen. In anderen Synagogen hat sie symbolisch nur sechs Arme um zu zeigen, dass man sie eigentlich im Kultus nicht mehr benötigt, dass sie nur noch einen Erinnerungswert schmerzlicher Art darstellt. Seine Aufwertung erfuhr der siebenarmige Leuchter aber wieder als Symbol des neuen Staates Israel nach der Schoah.

Anstelle der Menora ist der Magen David, der Davidsstern, eigentlich „Schild Davids“, zum bekanntesten Symbol des Judentums geworden. Sie sehen den sechszackigen Stern in der Mitte der Toradecke unserer neuen Bima. Diese Entwicklung setzt im 16. Jahrhundert ein, als die berühmte Prager Judengemeinde den Davidsstern als Erkennungszeichen und Siegel auf ihre Fahnen und Kultgegenstände setzt. Das Deutschland der Mitte des 20. Jahrhunderts hat aber aus diesem Symbol der Geborgenheit und des Schutzes für jüdische Menschen ein Zeichen des Schreckens und der Trauer gemacht. Dennoch hat es zu allen Zeiten, auch der schlimmsten Verfolgungen, immer und immer wieder neu einen befruchtenden Austausch zwischen Juden und Christen gegeben, und das soll auch so bleiben, damit Toleranz und gegenseitige Achtung uns einander näher bringen.